

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 21 (1931)

**Heft:** 4

**Artikel:** Der Arbeitslose

**Autor:** Braun, O.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634340>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

kleinen Füßen und trippelte so zierlich über das spiegelnde Parkett. Und aus den schmeichelnden Täkten quoll die lebend gewordene Grazie einer lachenden, frivolen Zeit.

Es war ein feingestimmtes Quartett, das dort am Ende des Saales musizierte. Eine fühlende Hand war es, die unter sauberem Bogenstrichen die Violine loden und singen ließ; ein so lächelndes Drohen lag in den Tönen der Bratsche; es war Leben in dem Atem, der die Flöte jauchzen und jubeln ließ — und dort, an dem blanfen Pianoforte, sprudelte der lebensheisse Quell himmlischen Leichtsinns hervor, da war es, als könnten die zarten Hände, die dort über die Tasten hüpfsten, die ganze Fülle irdischer Sorglosigkeit erfassen und in Musik verwandeln; da war jeder Ton, jeder Takt von einem sinnig-minnigen Lächeln begleitet, da spielte einer auf seiner Seele, neigte den Kopf, wie aufsprechend, zur Seite, spiegelte sich in den Tönen und lebte mit ihnen.

Wolfgang Amadeus Mozart spielte das graziös-übermütige Menuett aus seinem „Don Giovanni“.

Ringsum saßen und standen die Hörer, ließen das feine, zartgraziöse Musikgewebe zu ihren Ohren flingen und wurden nicht müde, zu hören und zu lauschen.

Die Jungen unter ihnen aber ordneten sich zu einem zierlichen Reigen, in dem eine so feingestimmte, lächelnde Harmonie lag, daß es schien, als ginge ein heimliches Flüstern von den bezopften Perücken zu den bauschigen Reifröden hinüber. Und sprachen dabei mit den Fingerspitzen über Dinge, für die es keine Worte gibt.

Das Bild der tändelnden Rokokozeit lag in diesem Tanze, in Mozarts Musik, wie ein duftiges Blumengewinde aus Chloris göttlichen Händen.

Als der letzte Afford verhallt war und die Paare mit anmutiger Reverenz den Reigen beschlossen, brauste ein Jubel durch das Haus, der schier nicht enden wollte.

„Bravo! Es lebe der große Mozart!“ riefen die Begeisterten.

Und der kleine „Wolferl“ mit dem großen, göttlichen Geist, erhob sich, schüttelte so fröhlich das Haupt, daß der Kopf pendelnd nach beiden Seiten schlug und sah übermütig in den Jubel hinein.

Ban Swieten reichte ihm herzlich die Hand. „Maestro, es werden hundert und mehr Jahre vergehen, ehe der Welt vielleicht einmal ein zweiter Mozart beschert wird. Ein solches Können, wie das Ihrige, adelt.“

Mozart wehrte ab: „Das Können allein macht es nicht, das Herz adelt den Menschen.“

## Die Augen.

Von Anna Burg.

Immer gab es ihm einen kleinen, unangenehmen Stoß, wenn er sie an der Straßenbiegung erscheinen sah. Er dachte sich nichts dabei. Es war nur ein kurzes Unbehagen, wie es einen flüchtig überfällt, wenn man an einer stets wiederkehrenden, lästigen Notwendigkeit vorbei muß. Er dachte nicht an sie, weder bevor sie erschien, noch wenn sie vorbeigegangen war. Er wußte nicht wie sie hieß, wer sie war, wohin ihr Weg sie führte. Aber er traf sie täglich, wenn er mit seiner gewohnten Regelmäßigkeit vom Bureau kam, an derselben Stelle. Und diese Regelmäßigkeit war es, was die Begegnung unangenehm machte. Im Anfang hatte er sie gar nicht beachtet, aber etwas, das sich ungefähr ein Jahr lang mit tödlicher Sicherheit alle Werkstage beinahe zur gleichen Minute zuträgt, drängt sich dem Bewußtsein auf. Sie gingen stets aneinander vorbei, wie man ein Hindernis überwindet, mit einer gewissen Anstrengung, ohne sich anzusehen, sie mit gesenktem, er mit geradeaus gerichtetem Blick. Dies dauerte ein paar Sekunden. In der

Zwischenzeit hatte sie vollständig aufgehört, für ihn zu existieren. Sie war auch nicht dazu angetan, Aufmerksamkeit zu erregen, da sie zu den Menschen gehörte, die man in der Menge einfach nicht sieht. Sie war ziemlich groß, aber schmächtig, farblos von Gesicht, Haar und Kleidung.

Der seltsame kleine Moment des Missbehagens, das gewissermaßen plötzlich aus dem Nichts hervortrat, um sofort wieder im Nichts zu versinken, wiederholte sich nun schon nahezu seit einem Jahr.

Nun war es an einem Wintertag, wo die Straße frisch verschneit war und die Schulkinder mit Schleifen heimtückische, eisige Bahnen auf dem sonst so gefahrlosen Weg geschaffen hatten. Genau zur gewohnten Zeit traf er an der gewohnten Stelle mit ihr zusammen, als sie plötzlich, trotz ihres zur Erde gesunkenen Blides, ausglitt und mit einem leisen Ausruf zu Boden sank. Er gehörte dem Impuls, der in jedem rechten Manne ausschwüllt, wenn seine Hilfe irgendwie nötig ist, und eilte an ihre Seite. Aber sie war schon aufgestanden, lachte und sah ihn an.

Plötzlich sah er sich zwei Augen gegenüber, die, groß aufgeschlagen, von tiefer Bläue, die ganze Gestalt des Mädchens wie in weiche, warme Beleuchtung hüllten. Unerwartet, überwältigt schaute er in diese Augen, die alles bargen, was der unscheinbare Gestalt sonst vielleicht fehlte: Glanz, wiegende Anmut, Beseltheit, geistiges Feuer, Schelmerei, vor allem Jugendzauber bis zur Verwirrung. An diesen Augen war er ein Jahr lang vorübergangen —

„Haben Sie sich weh getan?“

„Nicht im geringsten. Danke schön!“

Und mit einem lächelnden Gruß war sie vorbei.

Am folgenden Tag wartete er mit fieberhafter Ungeduld auf den Augenblick, wo er sie treffen, wo er ihre Augen sehen würde. Denn von nun an mußte sie ihn ja ansehen. Aber seltsam, gerade heute kam sie nicht. Gerade heute? Sie kam überhaupt nicht mehr. Die Pflicht, irgend eine Pflicht, die sie diesen Weg geführt hatte, war genau an dem Tage, da er zum erstenmal ihre Augen sah, zu Ende gegangen. Er wartete lange, hoffte lange, sie doch wieder zu sehen. Umsonst. Und wenn es ihm früher bei ihrem Erscheinen immer einen kleinen unangenehmen Stoß gegeben hatte, so ging er jetzt nie mehr an jener Straßenecke vorbei, ohne einen kleinen stechenden Schmerz zu empfinden.

## Der Arbeitslose.

Und wieder ging ein Tag, ein trüber Tag zu Ende. Von einem Ort zum andern bin ich heut' gegangen, Das müde Herz erfüllt mit brennendem Verlangen, Dem einz'gen, heißen Wunsch: O, wenn ich Arbeit fände!

Ich klopste hoffend an vor mancher Werkstatt Pforte, Und immer dachte ich, es wird, es muß gelingen, Daß frohe Botschaft heut' ich kann nach Hause bringen, Doch ach, statt Arbeit gab's nur harte, leere Worte.

Verzweiflung wühlt im Herz mir, denk' ich an die Meinen, Ein frisches Weib — drei kleine Kinder preisgegeben Dem Hunger und der Not, so frühe schon im Leben, Kein frohes Lachen tönt im Hause mehr, nur Weinen.

Den letzten Taler hab' ich heute ausgegeben Für Speise, Trank — was bleibt uns Armen noch für morgen?

Uns bleibt nichts übrig als aus Tränen, Schmerz und Sorgen, Aus Gram und Kummer uns das Leinentuch zu weben. O. Braun.